

WAS WURDE AUS DEN WÖRTERN DER HEBRÄISCHEN
URSPRACHE? ZUR ENTSTEHUNG DER KOMPARATIVEN
LINGUISTIK AUS DEM GEIST ETYMOLOGISCHER
SPEKULATION

Wolf Peter Klein

IN:

Gottessprache in der philologischen Werkstatt. Hebraistik vom 15. bis 19.
Jahrhundert. (Hg.) G. Veltri / G. Necker. Leiden 2004, S. 3-23.

Im folgenden möchte ich darlegen, in welchem Sinne die frühneuzeitlichen Betrachtungen des Hebräischen dazu beigetragen haben, daß sich im 16. und 17. Jahrhundert allmählich eine spezifische Form der vergleichenden Sprachforschung entwickelte. Der Akzent liegt dabei auf der *vergleichenden* Komponente. Prägnant formuliert: Es soll gezeigt werden, daß und wie die frühneuzeitliche Konjunktur hebraistisch-theologischer Studien die Sprachbetrachtung maßgeblich inspiriert und konturiert hat, insofern darin ein spezifisches komparatives Fundament der Sprachforschung bereit gestellt wurde. Damit war zudem eine wichtige Verschiebung des linguistischen Interesses verbunden. Denn statt theoretisch-philosophischen Perspektiven gewannen im Zuge der Reflexionen zum Hebräischen empirisch-registrierende Ansätze im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zunehmend an Bedeutung. Möglicherweise kann man sogar die zugespitzte These vertreten, daß die diversen sprachvergleichenden Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt nicht entstanden wären, wenn in religiösen Zusammenhängen keine nachhaltige Thematisierung der hebräischen Sprache stattgefunden hätte. Ich werde mich bei der Diskussion meiner These ausschließlich auf den europäischen main stream der Zeit beziehen. Das bedeutet, daß ich auf die lateinischsprachige Diskussion eingehen werde und native Linguistiktraditionen, etwa im hebräischen, arabischen, indischen oder gar chinesischen Sprachraum nicht berücksichtige.

Bevor ich in die Einzelheiten gehe, muß vorweg geklärt werden, was hier eigentlich unter „komparativer Linguistik“¹ verstanden werden

¹ Ich benutze die Formeln „vergleichende Sprachwissenschaft“ und „komparative Linguistik“ als Synonyme.

soll. Ich möchte diese Definitionsproblematik mit einigen skizzenhaften historiographischen Ausblicken in die Geschichte der Sprachbetrachtung vor der frühen Neuzeit verbinden.

Selbstverständlich wußte man in der Antike um die Differenz von griechischer und lateinischer Sprache. Außerdem war klar, daß in Ägypten und Germanien, in Klein-Asien oder am südlichen Rand des römischen Imperiums fremde Sprachen gesprochen wurden, die sich – in Laut und Schrift – stark von den gängigen Verkehrssprachen unterschieden. Es gab allerdings – und dies ist für mein Thema von zentraler Bedeutung – keine systematische Aufarbeitung dieser Sprachenvielfalt. Weder finden sich ausgedehntere monographische Werke zur Sprachenvielfalt noch sind (im engeren Sinn) empirische Unternehmen bekannt, die sich der Dokumentation und der Analyse der antiken Sprachenvielfalt in Gänze oder auch nur in repräsentativen Teilen gewidmet hätten. Insbesondere fehlen Arbeiten in Form ausgebauter Vergleichsgrammatiken oder zweisprachiger bzw. polyglotter Wörterbücher, die die empirische Basis für einen materiell fundierten Sprachvergleich hätten abgeben können. Sofern Sprache zum Gegenstand systematischer Reflexion gemacht wurde, handelte es sich in der Regel um grammatisch-philologische Arbeiten zum Griechischen oder Lateinischen. Die griechische Philologie bildete dazu schon in früher Zeit ein Muster aus, an das später in verschiedenen Formen immer wieder angeknüpft wurde.² Lediglich im Kontrast und Kontakt von Griechisch und Latein kam es gelegentlich zu komparativen Betrachtungen.³ Deshalb läßt sich feststellen, daß in der Antike keine komparative Linguistik existierte, die die – im Prinzip schon damals wahrnehmbare – Sprachenvielfalt systematisch empirisch-lexikologisch in den Blick genommen hätte.

² Vgl. R. Pfeiffer, *Geschichte der Klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*, München 1978².

³ Seneca machte sich beispielsweise in seinen Schriften ausgehend von fachsprachlichen Übersetzungsproblemen hin und wieder Gedanken über den Unterschied zwischen griechischer und lateinischer Sprache. Dabei bedauerte er die fehlende Wortfülle des Lateinischen, das im Blick auf griechische Vorgaben oft keine Übersetzungsmöglichkeit zur Verfügung stellte; dadurch rückte die Frage in den Mittelpunkt, ob lexikalische Lücken durch die Übernahme griechischer Wörter oder durch andere Strategien ausgefüllt werden sollten, vgl. etwa am Beispiel der Tradierung meteorologischer Fachwissens W. P. Klein, *Die Geschichte der meteorologischen Kommunikation in Deutschland. Eine historische Fallstudie zur Entwicklung von Wissenschaftssprachen*, Hildesheim, Zürich, New York 1999, S. 53–56; E. Bickel „Die Fremdwörter bei dem Philosophen Seneca“, in: *Archiv für Lateinische Lexikographie und Grammatik* XIV (1906), S. 189–209.

Ein ganz ähnlicher Befund ergibt sich für das Mittelalter, allerdings mit einigen neuen Akzenten. Angesichts der bekannten Vorherrschaft logisch-philosophischer Zugänge zum Problem der Sprache finden sich auch hier keine ausführlicheren linguistischen Betrachtungen der Sprachenvielfalt. Das scholastische Hauptinteresse lag schließlich im universalgrammatischen Sinne in der Wahrnehmung der logisch-semantischen *Einheit* der Sprachen, nicht in der Thematisierung ihrer materiellen *Vielheit*.⁴

Indes gab es im Zuge der christlichen Selbstvergewisserung seit dem Frühmittelalter gelegentlich Punkte, an denen die Sprachenvielfalt zumindest ansatzweise näher thematisiert wurde. Dies geschah zum einen in der ausgedehnten patristischen Kommentarliteratur zur Sprachen- und Völkergenealogie der Genesis, zum anderen im Zusammenhang mit den praktischen theologischen Übersetzungstätigkeiten, die sich zwischen den drei sogenannten Heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein abspielten. Hieronymus beispielsweise streifte in seinen Überlegungen zum Übersetzen („De optimo genere interpretandi“) gelegentlich den Sprachvergleich.⁵ In diesem Spannungsfeld wurden auch die *Etymologien* des Isidor von Sevilla abgefaßt. Dort nahm der spanische Bischof in einem Kapitel (IX, 1) ausdrücklich die damals bekannte Sprachenvielfalt in den Blick. Diese vergleichenden Betrachtungen waren allerdings noch recht grob und wenig präzise formuliert: Beispielsweise wollte Isidor beobachtet haben, daß sich hinsichtlich der Artikulation der verschiedenen Sprachkreise drei Gruppen ergeben: die orientalischen (z. B. Hebräisch, Syrisch), in denen die Stimmgebung überwiegend im Kehlkopf erfolge, die mittelmeerischen (z. B. Griechisch), wo der Gaumen eine hervorragende Rolle spiele, und die okzidentalischen (z. B. Italienisch, Spanisch), die von der großen artikulatorischen Bedeutung der Zähne geprägt seien.⁶ Auch wenn diese Reflexion nicht völlig haltlos ist – schließlich zeichnen sich semi-

⁴ Vgl. z. B. immer noch grundlegend J. Pinborg, *Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter*, Münster 1985².

⁵ Vgl. F. Winkelmann, „Einige Bemerkungen zu den Aussagen des Rufinus von Aquileia und des Hieronymus über ihre Übersetzungstheorie und -methode“, in: *Kyriakon II. Festschrift für Johannes Quasten*, hrsg. von P. Granfield u. J. A. Jungmann, Münster 1970, S. 532–547.

⁶ „Omnes autem Orientis gentes in gutture linguam et verba conlidunt, sicut Hebraei et Syri. Omnes mediterraneae gentes in palato sermones ferunt, sicut Graeci et Asiani. Omnes Occidentis gentes verba in dentibus frangunt, sicut Itali et Hispani.“ (Isidor von Sevilla, *Etymologiarum sive originum libri IX*, 1, hrsg. von W. M. Lindsay, Oxford 1911).

tische Sprachen wie Hebräisch und Syrisch gegenüber den anderen erwähnten Idiomen tatsächlich durch ihre große Menge an Gutturallauten aus –, so kann man in diesen Formulierungen wohl kaum den regelrechten Beginn der komparativen Linguistik erblicken, vielleicht aber doch deren erste phonetisch definierten Keime.

Im Laufe des Mittelalters wurde zudem die Sprachenvielfalt für breitere Kreise in ganz anderen Zusammenhängen deutlich vor Augen geführt: In Reiseschilderungen fanden sich nämlich gelegentlich fremde Alphabete, was sozusagen als orthographische Repräsentation der Sprachenvielfalt gelten kann.⁷ Zu nennen ist hier etwa der Reisebericht von Jean de Mandeville aus dem 14. Jahrhundert sowie besonders der Text von Bernard von Breydenbach, der auch schon recht früh in mehreren Volkssprachen vorlag. Darin finden sich an einigen Stellen exotische Alphabete wie das – in Breydenbachs Worten – hebräische, sarrazenische, chaldäische, syrische, koptische, äthiopische, indische und armenische Buchstabeninventar. Linguistische Betrachtungen im engeren Sinne gab es zu dieser Sprachenvielfalt freilich auch hier noch nicht. In den meisten Fällen waren die Schriftensammler noch nicht einmal in der Lage, die Beispiele aus den verschiedenen Schrifttypen vorzulesen, geschweige denn einer etwas genaueren linguistischen Analyse zu unterziehen. Sie hatten einfach nur abgezeichnet, was sie auf ihren Reisen in fremden Büchern und Papieren gesehen hatten.

Generell läßt sich also im Blick auf die Frühgeschichte der vergleichenden Sprachbetrachtung festhalten: Am Beginn der Neuzeit existierte keine komparative Linguistik im engeren Sinn, auch wenn die Sprachenvielfalt im Rahmen der damals bekannten Idiome durchaus gelegentlich in den Blick kam. Insbesondere fehlten ausführlichere Betrachtungen im Sinne einer komparativen Syntax oder Lexik.

Dies änderte sich dann im Laufe des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Dimensionen. Bevor ich auf einige Werke und Personen näher hinweisen möchte, soll vorweg die allgemeine Lage so erläutert werden, wie sie sich im Rahmen der damaligen Sprachtheorie für alle Philologen mehr oder weniger einheitlich darstellte. Demnach galt: Die biblische Sicht auf die Sprachen, wie sie im Babylon-Mythos und der daran anschließenden Völker- und Sprachengenealogie formuliert ist, wird von allen Sprachinteressierten in der Regel als obligatorisch wahr

⁷ Vgl. näheres bei E. Seebold, „Mandevilles Alphabete und die mittelalterlichen Alphabetsammlungen“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 120/3 (1998), S. 435–449.

vorausgesetzt ist. Was die Auslegung dieser Kapitel angeht, so stimmten die meisten darin überein, daß Hebräisch die vorbabylonische Ursprache ist, aus der mit der Zeit alle anderen Sprachen hervorgegangen sind.⁸ Dies alles gibt den Hintergrund ab für die humanistisch-philologische Beschäftigung mit den Sprachen, und zwar – und das ist neu – nicht nur mit den klassischen Sprachen, sondern auch mit bisher völlig unbekanntem Sprachen, sowie den Volkssprachen, sofern sie alle allmählich in den linguistischen Blick gerieten.

Das Kraftzentrum der Sprachthematizierung lag dabei zunächst noch eindeutig im theologischen Raum. Konkret gesagt: Man lernte, analysierte und verglich in ersten Ansätzen Sprachen, um die bekannten kanonischen Texte (AT, NT) oder um eventuell neue heilige Texte in ihrer ursprünglichen Sprache besser verstehen zu können. Paradebeispiele für *neue* heilige Texte, die das Sprachenstudium nicht unwesentlich inspirierten, stellten die verschiedenen kabbalistischen Texte dar, die bekanntlich spätestens seit den wegweisenden Arbeiten von Pico della Mirandola und Johann Reuchlin das christliche Abendland faszinierten.⁹ Aber auch der frühneuzeitlichen Wahrnehmung des Korans kommt eine vergleichbare, wenn auch nicht so weitreichende Bedeutung zu.¹⁰ Insofern läßt sich mit Recht die Formel von der *philologia sacra* benutzen, um die Verbindung zwischen linguistischer Sprachkenntnis, Textorientiertheit und theologischer Einbettung schlagwortartig auf den Begriff zu bringen.¹¹ In direktem Zusammenhang mit diesen Arbeits- und Reflexionszusammenhängen kam es dann zunehmend zu regelrechten linguistischen Traktaten, in denen das ursprüngliche theologische Fundament mehr und mehr in den Hintergrund trat und sich tatsächlich eine vergleichende Sprachwissenschaft herausbildete. Diese Entwicklung ruhte noch lange Zeit auf der Prämisse, daß

⁸ Vgl. erschöpfend A. Borst, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, Stuttgart 1957–1963, zur frühen Neuzeit Bd. III/1.

⁹ Dazu insbesondere W.P. Klein, „Christliche Kabbala und Linguistik orientalischer Sprachen im 16. Jahrhundert. Das Beispiel von Guillaume Postel (1510–1581)“, in: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 11/1 (2001), S. 6f.

¹⁰ Unverzichtbar für die Erkenntnis dieser Zusammenhänge ist H. Bobzin, *Der Koran im Zeitalter der Reformation. Studien zur Frühgeschichte der Arabistik und Islamkunde in Europa*, Beirut, Stuttgart 1995.

¹¹ Zum Terminus der „philologia sacra“ vgl. H. Bobzin, „Hebraistik im Zeitalter der Philologia Sacra am Beispiel der Universität Altdorf“, in: *Syntax und Text. Beiträge zur 22. Internationalen Ökumenischen Hebräisch-Dozenten-Konferenz 1993 in Bamberg*, hrsg. von H. Irsigler, St. Ottilien 1993, S. 151–169.

aus dem Hebräischen letztlich alle anderen Sprachen abzuleiten sind und sich von daher eine *harmonia linguarum* ergibt. Ja, der allergrößte Teil der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft kann geradezu als Projekt verstanden werden, ein für allemal sämtliche empirischen Konsequenzen aus der These von der Ursprünglichkeit des Hebräischen zu ziehen.¹²

Im einzelnen sind vor dieser Folie folgende Fakten einzuordnen. Die Ursprünge der vergleichenden Sprachforschung finden sich zunächst unmittelbar am Rande hebraistisch-grammatischer Werke, die spätestens seit den Pionierarbeiten Reuchlins in der frühen Neuzeit verfügbar waren.¹³ Es handelt sich sozusagen um versteckte komparative Keime, die in der Nähe der Sprachtheologie des Hebräischen allmählich zu sprießen begannen. In Sebastian Münsters *Dictionarium hebraicum* (1523) etwa stand eine kleine Wörterliste, in der in etymologisch-vergleichender Hinsicht deutschen Ausdrücken ihre mutmaßlich hebräischen Wurzeln gegenübergestellt sind.¹⁴ Die große Bedeutung Münsters für die Entstehung einer komparativen Linguistik liegt allerdings weniger im ersten rudimentären deutsch-hebräischen Sprachvergleich, sondern in einem anderen Punkt. Im Jahre 1527 publizierte er nämlich zwei linguistische Werke, in denen zum ersten Mal die aramäische Sprache grammatisch und lexikologisch für die europäische Sprachwissenschaft aufgearbeitet wurde.¹⁵ In seiner *Chaldaica grammatica* kam es in diesem Zusammenhang immer wieder zu relativ umfangreichen Passagen, in denen Münster das Aramäische – in seiner Terminologie *chaldaica lingua* – mit den anderen bekannten Sprachen verglich. Durch Listen, in denen Wörter verschiedener Sprachen gegenübergestellt wurden,¹⁶ sollte die Eigenart des Aramäischen in komparativer Form in Buchstaben und – mittelbar – Lauten vor Augen geführt werden.

Aber auch grammatiktheoretisch mußte das Buch jeden linguistisch nur einigermaßen interessierten Leser vor neue Horizonte stellen. Denn Münster stellte eingangs lapidar fest, daß es im Aramäischen lediglich sechs Wortarten (*partes orationis*) gebe.¹⁷ Das stimmte in etwa mit ähnlichen Befunden zum Hebräischen überein,¹⁸ stand aber in Spannung zur Schultradition, die vor allem mit dem Namen Donatus verbunden war und seit jeher mit acht Wortarten arbeitete.¹⁹ Auch wenn Münster diese Unterschiede noch nicht ausdrücklich thematisierte, so barg sein Werk doch verschiedene Anlässe, die Unterschiede zwischen den Sprachen lexikalisch und grammatisch etwas genauer in den Blick zu nehmen. Daß Sprachvergleich zum Fortschritt in der Sprachwissenschaft führen könnte, ergab sich aus diesen Erwägungen sozusagen implizit. Damit wurde bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Horizont der hebraistischen Studien um eine wesentliche Komponente bereichert.

Schon einige Jahre zuvor hatte Johann Potken aus Köln ein anderes exotisches Idiom in das linguistische Gesichtsfeld gebracht.²⁰ Er publizierte nämlich 1513 den Psalter in der äthiopischen Fassung und beschrieb bei dieser Gelegenheit bereits auf wenigen Seiten die sprachlichen und orthographischen Charakteristika dieser bisher unbekannt Sprache.²¹ Das Werk stand überdies in Verbindung mit einer ganz ähn-

¹⁷ „Possunt in Chaldaismo sex assignari possunt orationis partes: videlicet nomen, pronomen, verbum, adverbium, praepositio & coniunctio.“ (Münster, *Chaldaica grammatica*, S. 36).

¹⁸ „Lingua sancta [i. e. hebraica (WPK)] dividitur in tres partes, in operationes seu verba, nomina, et dictiones appensiles. Complectitur autem tertia pars, pronomen, adverbium, praepositionem et coniunctionem: quae alio nomine consignificativa vocantur.“ (S. Münster, *Institutiones grammaticae in Hebraeam linguam*, Basel 1524, fol. f2^v).

¹⁹ Die ebenso inspirierende wie blockierende Bedeutung dieser Tradition insbesondere für den empirisch unterfütterten Fortschritt der Sprachwissenschaftsgeschichte kann wohl kaum überschätzt werden, vgl. zur Schultradition besonders E. Ising, *Die Herausbildung der Grammatik der Volkssprachen in Mittel- und Osteuropa. Studien über den Einfluß der lateinischen Elementargrammatik des Aelius Donatus De octo partibus orationis ars minor*. Berlin 1970; im europäischen Kontext G. A. Padley, *Grammatical theory in Western Europe 1500–1700. The Latin Tradition*, Cambridge u. a. 1976; im Blick auf die Horizonterweiterung durch das Bekanntwerden nicht-indogermanischer Sprachen W. P. Klein, „Die linguistische Erfassung des Hebräischen, Chinesischen und Finnischen am Beginn der Neuzeit. Eine vergleichende Studie zur frühen Rezeption nicht-indogermanischer Sprachen in der traditionellen Grammatik“, in: *Historiographia linguistica* 28 1/2 (2001), S. 39–64.

²⁰ Vgl. dazu und zum folgenden H. Bobzin, „Miscellen zur Geschichte der Äthiopistik“, in: *Festschrift Ewald Wagner zum 65. Geburtstag. Bd. 1: Semitische Studien unter besonderer Berücksichtigung der Südsemitistik*, hrsg. von W. Heinrichs u. G. Schoeler, Beirut, Stuttgart 1994, S. 82–101.

¹² Zur konstitutiven Bedeutung der Ursprünglichkeit des Hebräischen für die Sprachtheorie der frühen Neuzeit vgl. auch W. P. Klein „Die ursprüngliche Einheit der Sprachen in der philologisch-grammatischen Sicht der frühen Neuzeit“, in: *The Language of Adam. Die Sprache Adams*, hrsg. von A. Coudert, Wiesbaden 1999, S. 25–56.

¹³ Vgl. immer noch lesenswert O. Kluge, „Die hebräische Sprachwissenschaft in Deutschland im Zeitalter des Humanismus“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland* 3 (1931), S. 81–97, 180–193 [= Teil 1], 4 (1932), S. 100–129 [= Teil 2].

¹⁴ S. Münster, *Dictionarium hebraicum*, Basel 1523, fol. Bb6^v f.

¹⁵ S. Münster, *Chaldaica grammatica*, Basel 1527; ders., *Dictionarium Chaldaicum*, Basel 1527.

¹⁶ Vgl. z. B. Münster, *Chaldaica grammatica*, S. 7 f., 17, im direkten Vergleich mit dem Hebräischen S. 35.

lichen, allerdings polyglotten Psalter-Ausgabe. Agostino Giustiniani hatte 1516 eine entsprechende Edition in hebräischer, griechischer, arabischer und äthiopischer Sprache publiziert.²²

In den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts wurden in der *philologia sacra* neben dem Aramäischen und dem Äthiopischen noch weitere Sprachen entdeckt, die mehr oder weniger gut in das vorgegebene Raster der über das Hebräische definierten Sprachtheologie paßten. Der Italiener Teseo Ambrogio führte in einer Fibel unter anderem in die syrische und die armenische Sprache ein.²³ Die Publikation syrischer Studien wurde dann wenig später von Johann Albrecht von Widmannstetter fortgesetzt. Er gab das Neue Testament in einer syrischen Fassung heraus und formulierte überdies eine grammatische Einführung in diese Sprache.²⁴ Der Franzose Guillaume Postel kümmerte sich zur selben Zeit in einem vergleichbaren Zusammenhang darum, die arabische Sprache der europäischen Gelehrtenwelt näher zu bringen.²⁵ Ihn motivierte allerdings nicht die zukünftige Lektüre heiliger arabischer Texte, sondern Mission. Er wollte die Araber in ihrer Sprache zum Christentum bekehren, um damit den Lauf der Geschichte zum Abschluß zu bringen.

Aber die zeitgenössische Wahrnehmung der Sprachenvielfalt bezog sich, wie bereits angedeutet, nicht nur auf exotische Sprachen wie das Äthiopische, Syrische, Armenische und Arabische. Auch das Deutsche und die slavischen Sprachen gerieten nun zunehmend in den sprachvergleichenden Blick der Gelehrten. Stellvertretend für diese Tendenz sei hier nur das sogenannte „symphonische“ Lexikon des Baseler Lektors Sigismund Gelenius genannt.²⁶ Darin versuchte der Philologe

²² J. Potken, *Psalmi et alia cantica Biblica Veteris et Novi Testam. Chaldaice [= Aethiopice] ex editione Joannis Potken cum ejusdem Praefatione Latina*. Rom 1513. Es trug nicht gerade zur Übersichtlichkeit in der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft bei, daß Potken – anders als Münster – mit „chaldaica lingua“ nicht die aramäische, sondern die äthiopische Sprache bezeichnete. Das Chaos wurde dadurch komplettiert, daß Bibliander wenig später für die äthiopische Sprache den Ausdruck „aethiopica lingua“ bevorzugte, Postel dagegen von der „indica lingua“ sprach.

²³ A. Giustiniano, *Psalterium, Hebraeum, graecum, arabicum et chaldaicum: cum tribus latinis interpretationibus et glossis*, Genua 1516.

²⁴ T. Ambrogio, *Introductio in chaldaicam linguam, syriacam atque armenicam et decem alias linguas characterum differentium alphabeta*, Pavia 1539.

²⁵ J. A. von Widmannstetter, *Liber sacrosancti Evangelii de Jesu Christo Domino et Deo nostro etc. characteribus et lingua syra*. Wien 1555; ders., *Syriacae linguae (...) prima elementa*, Wien 1555 (Neuausgabe Antwerpen 1572).

²⁶ G. Postel, *Grammatica arabica*, Paris o.J. [ca. 1539/1540].

²⁶ S. Gelenius, *Lexicum symphonium quo quatuor linguarum Europae familiarum, Graecae scilicet, Latinae, Germanicae ac Slavonicae concordia consonantiaque indi-*

tschechischer Herkunft den Wert der Volkssprachen dadurch zu erhöhen, daß er deren (angebliche oder tatsächliche) Bezüge zum Griechischen und Lateinischen herausstellte. Das wollte er mit acht alphabetischen Listen erreichen, in denen er die lexikalisch-etymologischen Bezüge zwischen dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Slavischen identifizierte. So gelangte er beispielsweise zu der richtigen Einsicht, daß ausgehend von klangähnlichen Wortreihen wie *frater-bruder-bratr* oder *nox-nacht-nocz* konkrete etymologische Verbindungen zwischen den genannten Sprachen gezogen werden konnten. Für seine Zeit ungewöhnlich war freilich, daß Gelenius bei diesem Projekt keinerlei Verbindungen zum Hebräischen andeutete. Vermutlich wird das aber ganz einfach der Tatsache geschuldet sein, daß er diese Sprache nicht (genug) beherrschte und daher wenig hebraistisches Spekulationspotential vorhanden war.

Angesichts dieser erheblich gesteigerten Sprachwahrnehmung verwundert es nicht, daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts einige Werke entstanden, in denen die Sprachenvielfalt einerseits in zunehmender Abgrenzung von theologischen Fragestellungen behandelt wurde, andererseits aber auch in religiöser Zuspitzung. Die Einführung in die schillernden, vielsprachlichen Formen der Schriftlichkeit von Postel (1538)²⁷ stand zwar noch sehr im Bann der Theologie, ebenso die allgemeinsprachwissenschaftlich formulierte Arbeit zur gemeinsamen *ratio* aller Sprachen des Züricher Gelehrten Theodor Bibliander (1548).²⁸ Darin zeigte sich allerdings schon das Bedürfnis nach einer umfassenden Überschau zur Sprachenvielfalt, bei der die hergebrachte theologische Einbettung der Sprachforschung eigentlich keine große Rolle mehr spielte. Die Sprachen wurden mehr und mehr zu einem eigenständigen Gegenstand, den man – zumindest vordergründig – ohne theologische Scheuklappen betrachtete.

In den Übersichtswerken Postels und Biblianders wurden auch noch weitere entlegene Sprachen zum akademisch einschlägigen Sprachkanon hinzugefügt. Postel listete beispielsweise in seiner Sammlung

catur, Basel 1537 (auch Basel 1544). Das folgende basiert vor allem auf P.O. Müller, *Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts. Konzeptionen und Funktionen frühneuzeitlicher Wörterbücher*, Tübingen 2001, S. 143–148.

²⁷ G. Postel, *Linguarum duodecim differentium alphabetum, introductio, ac legendi modus longe facilimus*, Paris 1538.

²⁸ Th. Bibliander, *De ratione communi omnium linguarum et literarum commentarius*, Zürich 1548.

der Reihe nach grammatische und soziolinguistische Fakten zu folgenden Sprachen auf: Aramäisch, Punisch, Arabisch, Äthiopisch („Indica“), Georgisch, Griechisch, Illyrisch und Latein. Diese Sprachen sollten in unterschiedlicher Nähe zum Hebräischen stehen. Bibliander handelte zu Beginn seines Werkes folgende Sprachen im einzelnen ab: Hebräisch, Aramäisch, Arabisch, Äthiopisch, Griechisch, Armenisch, Türkisch, Persisch, Ungarisch, Nestorianisch, Georgisch, Samaritanisch, Ukrainisch („rutenicus“), Litauisch, Altpreußisch, „slavica“ (= Tschechisch?), Dalmatinisch, Deutsch (inkl. Gotisch), Etruskisch und Kanaanäisch.²⁹ Insgesamt wimmelte es in diesen beiden Übersichtswerken von etymologischen Dis- und Exkursen, die die verschiedenen Beziehungen zwischen den Sprachen nachweisen sollten. Sie verwiesen letztlich stets auf die Ursprache Hebräisch zurück. Aber nicht nur historisch, sondern auch strukturell-typologisch wurden die bekannten Sprachen nun zunehmend in Beziehung gesetzt. Bibliander beispielsweise formulierte erste Ansätze einer vergleichenden Betrachtung der Wortarten, die nicht mehr rein theoretisch-philosophisch wie in der Antike, sondern mit empirischen Ausblicken auf die gegebene Sprachenvielfalt abgesichert war.³⁰

Am weitesten von der theologischen Basis der Sprachwissenschaft dieser Jahre setzte sich allerdings ein Kollege Biblianders und Bekannter Postels ab, nämlich der hauptsächlich als Naturhistoriker bekannte Konrad Gesner. Er handelte in seinem *Mithridates* nach einem kürzeren allgemeinsprachwissenschaftlichen Teil der alphabetischen Reihe nach alle damals bekannten Sprachen ab. Freilich wußte er zu vielen Sprachen kaum mehr als die Bezeichnung anzugeben und mußte sich insofern oft mit raren Andeutungen aus antiken Schriften begnügen. Ein regelrechter, umfassender Sprachvergleich war auf dieser unsicheren Basis natürlich noch nicht möglich und Gesner ließ sich auch mangels Material nicht dazu verleiten. Dabei hatte er zu Beginn programmatisch verkündet, daß die theologisch definierte Geschichte der Sprachen und die Ursprünglichkeit des Hebräischen³¹ genügend bekannt seien und er sich daher in seinem Werk lediglich der derzeit existierenden Sprachenfülle, inklusive etwaiger Regionaldialekte,³² widmen wollte. Auch

²⁹ Bibliander, *De ratione communi*, S. 4 f.

³⁰ Vgl. Bibliander, *De ratione communi*, S. 40 f.

³¹ Vgl. zur Primordialität des Hebräischen für die gesamte Sprachvielfalt C. Gesner, *Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt*, Zürich 1555, fol. A4^v, 47^f.

³² Zu Gesners Begründung einer Dialektologie vgl. Gesner, *Mithridates*, fol. A3^v.

wenn seine Darstellung also nur ganz selten in die grammatische oder lexikologische Tiefe ging, so hatte er doch eine Übersicht formuliert, die für einige Jahrzehnte als erstes Referenzwerk immer wieder herangezogen wurde.

Das theologisch-hebraistische Fundament der zeitgenössischen Sprachforschung ging noch für viele Jahrzehnte nie wirklich verloren. Im Laufe des zunehmend durch eschatologische Erwartungen geprägten Zeitgeistes wurden manche sprachtheologisch-philologischen Bemühungen sogar unmittelbar mit Heilserwartungen befrachtet. Ein gutes Beispiel für diese Tendenz ist, neben den Arbeiten Postels und Biblianders, die Publikationstätigkeit von Elias Hutter, der sowohl sprachpädagogisch-kultivierende Arbeiten als auch polyglotte Bibelausgaben erarbeitete. In diesem Zusammenhang entwarf er auch seinen berühmten *cubus alphabeticus*, eine lexikologisch-kombinatorische Methode, mit der man letztendlich den Wortschatz aller Sprachen auf das Hebräische zurückführen können sollte.³³

In anderen Werken allerdings trat, wie bereits angeschnitten, der linguistische Aspekt des Sprachvergleichs immer mehr in den Vordergrund. Hier wurde im Detail versucht, aus dem theologisch als abgesichert geltenden Ursprach-Status des Hebräischen linguistischen Gewinn zu ziehen. Konkret bedeutete dies, daß die hebräische Einheit in der Sprachvielfalt nicht mehr nur einfach konstatiert wurde, sondern umfangreiche etymologisch-vergleichende Darstellungen zwischen einzelnen Sprachen erarbeitet wurden. Darin sollte im lexikalischen Detail gezeigt werden, wie denn nun tatsächlich die hebräischen Wurzeln die Grundbausteine für den Wortschatz aller Sprachen abgeben.

In diesem Sinne könnte hier nun ein buntes Potpourri spekulativer Etymologien präsentiert werden. Denn bei der Verfolgung des Ziels, im Wortschatz aller Sprachen hebräische Wurzeln zu identifizieren, hat es die frühneuzeitliche Sprachwissenschaft sehr weit gebracht. Am erfolgreichsten war dabei vermutlich der Marburger Universitätsgelehrte Georg Cruciger. Er gab in seiner *Harmonia linguarum* (1616) mit der Hilfe ausführlicher ramistischer Diagramme für insgesamt 2 100 hebräische Wurzeln an, wie aus ihnen der griechische, lateinische und

³³ Vgl. die näheren Einzelheiten dazu in W.P. Klein, *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewußtseins*, Berlin 1992, S. 281 ff. sowie in den lexikographischen Details jetzt auch Müller, *Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts*, S. 267–277; zum Umfeld allgemein A. Gardt, *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland*, Berlin, New York 1999, Kap. 2. 2.

deutsche Wortschatz hervorgegangen ist. Daß dieses Werk nicht nur im Sinne materieller Etymologien für die Sprachtheorie der frühen Neuzeit wichtig war, sondern auch methodologisch, soll weiter unten kurz beschrieben werden.

Statt dem Mechanismus der spekulativen Etymologien³⁴ nachzugehen, möchte ich hier jedoch auf einen anderen Aspekt hinweisen, der – soweit ich sehe – bisher noch kaum eingehender beschrieben wurde, der aber ebenso gut dazu geeignet ist, das Profil der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft und ihre hebraistische Fundierung zu illustrieren. Denn die damalige Sprachbetrachtung bezog nicht nur ihre sprachgeschichtliche Prämisse aus der theologisch definierten Hebraistik. Selbst in *methodologischer* Hinsicht nahmen die Grammatiker und Lexikographen an, daß letztlich die Hebraistik das Fundament jeder Sprachbetrachtung abgeben sollte. Die hebräische Sprache stellte nicht nur ein quasi-materielles Wortinventar dar, auf das die Lexik aller Sprachen letztlich zurückgeführt werden sollten. Vielmehr wurzelten, so die Überzeugung vieler Linguisten der frühen Neuzeit, auch die konstitutiven sprachlichen Entwicklungs- und Aufbaumechanismen aller Sprachen in den Vorgaben der hebräischen Grammatik. Mit anderen Worten, die Zukunft der Sprachbeschreibung sollte darin liegen, alle Sprachen genau so darzustellen, wie man es aus der hebraistischen Sprachbetrachtung kannte. Diese Überzeugung und ihre Hintergründe sollen nun im folgenden etwas genauer expliziert werden.

Es ist beispielsweise seit langem bekannt, daß eine wesentliche terminologische Innovation der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft in der Aufnahme des hebraistischen Wurzelbegriffs (*radix*) liegt. Damit stand auch die Scheidung in – meistens dreibuchstabige – Wurzelbuchstaben (*literae radicales*, auch: *literae essentiales*, *literae substantiales*) und „Hilfs“buchstaben (*literae serviles*; auch: *literae accidentales*) in Zusammenhang. Am Rande sei hier nur erwähnt, daß die Dreibuchstabigkeit der Wurzeln von den christlichen Hebraisten auch als geheimer Hinweis auf die Wahrheit der christlichen Trinitätslehre begriffen wurde. Jedenfalls lag es auf der Hand, daß derlei graphematische Begrifflichkeiten insbesondere bei der Beschreibung der anderen semitischen Sprachen gute Dienste leisten mußten. Denn schließlich gibt es zwischen diesen Sprachen nicht nur genealogische, sondern auch strukturell-typologische Beziehungen.

³⁴ Zur durchaus nachvollziehbaren, keineswegs nur esoterischen Argumentationsweise bei derartigen Etymologien vgl. Klein, „Die ursprüngliche Einheit der Sprachen“, S. 43 f.

So wissen wir etwa, daß Conrad Pellikan 1513 nach dem Erhalt von Potkens Psalterium die äthiopische Sprache sofort für sich – wie er in seinem *Chronicon* schrieb – „ad hebraicam modum“ ordnete und versuchte die *literae radicales* dieser Sprache von ihren *literae serviles* zu unterscheiden.³⁵ Der bereits erwähnte Elias Hutter formulierte einige Jahrzehnte später in verschiedenen methodologischen Punkten, daß seine Arbeiten zur Sprachenvielfalt als Anwendung hebraistischer Prinzipien verstanden werden sollten.³⁶ Da mutmaßlich alle Sprachen vom Hebräischen abstammten, sollten letztlich auch alle Sprachen und auch alle Bewegungen zwischen den Sprachen so beschrieben werden, wie man es aus der Deskription des Hebräischen anhand des Wurzelprinzips kannte. Deshalb markierte Hutter in seinen polyglotten Bibeleditionen die mutmaßlichen Wurzel- und Hilfsbuchstaben nicht nur im hebräischen Text durch unterschiedliche Farben, sondern auch im lateinischen und im deutschen. Ersetzt man die farbliche Differenz durch die Differenz von Fett- und Normalschrift, so sieht das Ergebnis einer solchen Disposition wie folgt aus:³⁷ *Exaruit herba flos Dei nostri manet in aeternum / Verdorret das Gras die Blume unsers Gottes bleibt in Ewigkeit*. Daß in den ursprünglichen Wurzeln der Sprachen alle wesentlichen Bedeutungen verborgen sein sollten, geriet hier also zu einer Art typographischen Lesehilfe. Modern ausgedrückt, die lexikalischen Morpheme wurden aus dem Text hervorgehoben, indem man sie orthographisch von den gebundenen Morphemen absetzte. Dadurch sollte nicht zuletzt der sprachliche Inhalt schneller und einfacher rezipiert werden können, so jedenfalls die praktisch gewendete Hoffnung, die aus der theologisch legitimierten Würde des Hebräischen zu folgen schien. Die Erfindung Hutters war freilich nur eine recht oberflächliche Übertragung der Prinzipien der hebräischen Grammatik, genauer: der Graphematik, auf andere Sprachen. Mit einiger spekulativer Energie waren hier durchaus noch andere Bewegungen denkbar. Um das näher

³⁵ Nachdem er das Buch Potkens erhalten hatte, verfuhr er laut Eintrag in seinem *Chronicon* folgendermaßen: „composui ergo statim domi ejus linguae [i. e. Chaldaicae (hier: = äthiopisch) (WPK)] dictionarium, et partem grammatices, satis alludente ea literatura ad hebraicam modum, in literis servilibus et radicalibus.“ (K. Pellikanus, *Das Chronikon des Konrad Pellikan*, hrsg. von B. Riggenbach, Basel 1877, S. 45, zit. nach Bobzin, „Miscellen zur Geschichte der Äthiopistik“, S. 83).

³⁶ Vgl. Klein, *Am Anfang war das Wort*, S. 291 f.

³⁷ Das Beispiel entnehme ich M. H. Jelinek, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Zweiter Halbband*, Heidelberg 1914, S. 134.

in den Blick nehmen zu können, ist aber vorweg eine kurze Identifikation der hebräischen Vorgaben nötig.

Ohne an dieser Stelle auf alle Details eingehen zu können, läßt sich die methodologische Fixierung auf die Prinzipien der hebräischen Grammatik folgendermaßen ausformulieren: Das Wurzelprinzip der hebräischen Grammatik besagt, daß bestimmte Konsonantencluster mit einer festen Grundbedeutung vor allem durch Vokalhinzufügungen, aber auch durch gewisse Konsonantenbewegungen abgewandelt werden können. Durch diese Veränderungen, die mehr oder weniger regelhaft beschreibbar und in einschlägigen Paradigmen lernbar sind, entsteht aus einem Kern von Radikalen der gesamte Wort- und Wortformenschatz des Hebräischen. In dieser Sicht, die auch eine Stütze in der spezifischen Struktur der hebräischen Konsonantenschrift fand, ist das Hebräische sozusagen aufgebaut aus einer endlichen Zahl sprachlicher Atome, aus der mit der Hilfe eines definierten Regelsystems (alle!?) komplexere(n) Formen generiert werden können. Alle sprachliche Kraft ruht sozusagen auf ursprünglicher Einfachheit, den Radikalen. Sprachtheoretisch zugespitzt: Im Kern der Heiligen Sprache regiert ein Mechanismus, durch den sich aus einfachen bedeutungstragenden Elementen alles überhaupt irgendwie Sagbare ergeben können soll oder, in umgekehrter Richtung, mit dem jedwede semantische Verworrenheit am Ende durch Auflösung in die einfachen Elemente geklärt werden könnte. Dieses Wurzelprinzip, dessen Tragweite im Bewußtsein der Zeit kaum überschätzt werden kann, wurde sowohl auf theologischer Basis³⁸ als auch vor philosophisch-kombinatorischen³⁹ wie eben grammatisch-kommunikativen⁴⁰ Horizonten zu einem Faszinosum, das

die Reflexion über das Hebräische und seine Bedeutung für die Sprachenvielfalt bis zum 18. Jahrhundert maßgeblich orientieren sollte. Dies war im übrigen auch der sachliche Hintergrund dafür, daß das Hebräische in der Sprachbewertung der Zeit nicht nur mit dem Gütesiegel des hohen Alters (*antiquitas*) und der großen theologisch definierten Würde (*dignitas*), sondern auch der *facilitas*, also der besonderen morphologisch-semantischen Einfachheit, versehen wurde. Die diversen Lobredner des Hebräischen (z. B. Georg Wicelius, Nicolaus Winmann, Heinrich Moller, Elias Schadaeus, Johannes Olearius, Henrich Temmius, Robert Wakefield) und die Lexikographen (z. B. Johann Förster) hoben diese Prädikate der mutmaßlichen Ursprache jedenfalls immer wieder hervor.⁴¹

Das Wurzel-Prinzip kann nun laut damaliger Theorie in derselben Art und Weise nicht nur auf das Hebräische angewandt werden, sondern auch auf die Bewegungen, die vom ursprünglichen Hebräischen zum Wortschatz anderer Sprachen führen. Genauso wie in der hebräischen Grammatik der gesamte Wortschatz auf Radikale zurückgeführt werden kann, so sollten sich idealerweise alle Sprachbewegungen seit der babylonischen Sprachenverwirrung durch ein derartiges Wurzel-Prinzip beschreiben lassen. Der Wittenberger Hebraist Johannes Avenarius führte beispielsweise in seinem hebräischen Wörterbuch von 1568 vierzehn Ableitungsregeln an, wie aus hebräischen Wurzeln griechische, lateinische und deutsche Vokabeln abgeleitet werden können.⁴² Darunter war beispielsweise der Grundsatz, daß bei der Ableitung fremder Wörter aus dem Hebräischen die Vokale nicht näher beachtet werden müßten, weil sie im Hebräischen den semantischen Kern nicht berühren. Schon diese Regel mußte natürlich die fatale Konsequenz haben, daß bei den verschiedenen etymologischen Ableitungsbemühungen Vokale je nach Gusto und Bedarf eingefügt, weggestrichen oder verändert werden konnten. Andere Regeln von Avenarius öffneten in ähnlicher Art und Weise der geistreich-abseitigen etymologischen Spekulation Tür und Tor. Auf solch einer Basis war es natürlich mehr oder weniger leicht möglich, sehr viele Wörter aller bekannten Sprachen irgendwie auf hebräische Wurzeln zurückzuführen.

fers „Gesprächsspielen“, Berlin, New York 1974, Kap. C; zu den Nachwirkungen J. Neubauer, *Symbolismus und symbolische Logik. Die Idee der Ars combinatoria in der Entwicklung der modernen Dichtung*, München 1978.

⁴¹ Zur Bedeutung der Lobreden auf die hebräische Sprache Klein, „Die ursprüngliche Einheit der Sprachen“, S. 37 f.

⁴² Zu den Regularien vgl. im einzelnen Klein, „Die ursprüngliche Einheit der Sprachen“, S. 45 f.

³⁸ In besonders prägnanter Form verdichtete sich dieses konstitutiv sprachtheoretisch-kosmologische Denken in schöpfungstheologischen Reflexionen, die im Anschluß an das kabbalistische Buch *Jezirah* formuliert wurden. Bezeichnenderweise war es der Sprachgelehrte Guillaume Postel, der die erste lateinische Druckfassung dieses einschlägigen spätantiken Texts besorgte und so für die christliche frühe Neuzeit verfügbar machte, vgl. G. Postel, *Liber jezirah sive formationis mundi*, Paris 1552 [Nachdruck mit Kommentar und Einleitung, hrsg. von W. P. Klein, Stuttgart-Bad Cannstatt 1994].

³⁹ Das Zeittypische des kombinatorischen Denkens kann an den Werken von Persönlichkeiten wie Athanasius Kircher und G. W. Leibniz sicher am besten abgelesen werden; darüber hinaus ist auch auf die frühneuzeitliche Lullismus-Konjunktur hinzuweisen, vgl. zu Kircher v. a. Th. Leinkauf, *Mundus combinatus. Studien zur Struktur der barocken Universalwissenschaft am Beispiel Athanasius Kirchers SJ (1602–1680)*, Berlin 1993, sowie insgesamt W. Schmidt-Biggemann, *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1984.

⁴⁰ Die Wirkungen dieses Denkens gehen im 17. Jahrhundert bis in die Dichtung hinein, vgl. R. Zeller, *Spiel und Konversation im Barock. Untersuchungen zu Harsdörff-*

Das Funktionsprinzip des Hebräischen lieferte also auch das methodologische Modell für eine Beschreibung der Sprachgeschichte. Man mußte lediglich den Ableitungsraum der hebräischen Radikale nicht nur auf das Hebräische beschränken, sondern auch auf den Wortschatz anderer Sprachen ausdehnen. Daraus ergaben sich im zeitgenössischen Sprachdenken sogar noch weitere Verschärfungen: Wenn das hebräische Wurzelprinzip sowohl im Kern der ersten Sprache verankert ist, als auch die fundamentale Richtschnur für die gesamte Sprachgeschichte abgibt, so sind auch die Beziehungen zwischen allen Sprachen auf dieser Basis in den Blick zu nehmen. Beispielhaft gesagt: Die etymologischen Beziehungen zwischen dem Griechischen und dem Lateinischen oder zwischen dem Deutschen und dem Englischen sind, prinzipiell gesehen, genauso darzustellen, wie die internen Ableitungsvorgänge im Hebräischen. Ja selbst die Derivationsprozesse innerhalb der einzelnen Sprachen müßten im Prinzip dem Wurzelprinzip unterwerfbar sein. Es gibt sozusagen nicht nur phantastische Etymologie *zwischen* den Sprachen, sondern auch phantastische Ableitungsprozesse *innerhalb* einer einzigen Sprache. Aus heutiger Sicht liegt der Makel dieses Verfahrens natürlich zunächst ganz einfach darin, daß es das semitische Wurzelprinzip ungerechtfertigterweise auf die teilweise anders strukturierten indogermanischen Sprachen sowie auf Prozesse des Sprachkontakts und der Entlehnung ausdehnte.

Um Sinn und Unsinn des letzten Punkts zu illustrieren, möchte ich abschließend einige Beispiele aus dem Umkreis der frühen deutschen Lexikographie und Grammatik anführen.⁴³ Einer der ersten Grammatiker des Deutschen, Laurentius Albertus, hantierte in seiner schon relativ ausgebauten Sprachbeschreibung [*Teutsch-Grammatik oder Sprach-Kunst (1573)*] mit dem ursprünglich hebraistischen Terminus *radix*, ohne daraus freilich wirklich irgendein nennenswertes Kapital herauschlagen zu können, anders dagegen der größte deutsche Sprachwissenschaftler des 17. Jahrhunderts, Justus Georg Schottelius. Er prägte in seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haupt-Sprache* (1663) ausdrücklich Termini wie „Stamm=Letteren“ bzw. „Stamm=Buchstaben“ und ordnete sie dem Kern seiner lexikologischen Terminologie zu, nämlich dem Ausdruck „Stamm=Wort“. Damit hatte er die hebraistische Rede von der Wurzel auf die deutsche Sprachbe-

schreibung übertragen. Überdies sprach er von „Hauptendungen“ und „zufälligen Endungen“. Die deutschen Stammwörter mußten nun freilich einige klar definierte positive Eigenschaften besitzen, um ein wesentliches Ziel von Schottelius, nämlich die Hebung des Ansehens der deutschen Sprache, zu verwirklichen. Entsprechend verfügte Schottelius, daß im Deutschen alle Stammwörter einsilbig sind. Damit suggerierte er eine mutmaßliche Nähe des Deutschen zum hebräischen Sprachursprung, in dem ja morphologische und semantische Einfachheit mit religiöser, ursprungsmythologischer Bedeutsamkeit zusammenfallen sollten.

Freilich hatte er nun mit den Folgelasten dieser hebraistisch inspirierten Form der Sprachaufwertung zu kämpfen, denn Einsilbigkeit läßt sich im Deutschen längst nicht überall als fundamentales Sprachprinzip ausmachen. Selbst hochfrequente Wörter, die zentrale Bedeutungskonzepte versprachlichen, sind nicht immer einsilbig. Deshalb bestimmte Schottelius, daß Wörter wie *Adler*, *Vater*, *Mutter*, *Himmel* sprachgeschichtlich korrumpierte Formen seien, die ursprünglich einsilbig waren (*Arndt*, *Vaer*, *Moer*, *Himl*). Bei den Verben sah er infolgedessen den Imperativ als die Grundform an und setzte damit eine linguistische Diskussion in Gang, die noch einige Jahrzehnte dauern sollte. Vermutlich überhaupt nicht bedacht hatte Schottelius eine Folgelast seiner Theorie, die ihn in den religiösen Kämpfen der Zeit in ein gewisses Zwielficht stellte. Da nämlich im Zuge der allmählich voranschreitenden Ausbildung einer deutschen Gemeinsprache apo- und synkopierte Formen den süddeutschen Dialekten und damit dem Katholizismus zugeschlagen wurden, war aus seiner Theorie abzuleiten, daß die reduzierten Formen oberdeutscher Dialekte dem Ursprung mutmaßlich enger verbunden sind als die vollen Formen des Nordens bzw. Ostmiteldeutschen. Auch wenn diese religiös unterfütterte Wertung der deutschen Dialekte in ganzer Schärfe erst im 18. Jahrhundert diskutiert wurde (Stichwort: „lutherisches e“)⁴⁴, so hat man in diesem Sinne schon vorher besorgte Fragen an den Protestanten Schottelius gerichtet: Sollten laut seiner Theorie die süddeutsch-katholischen Dialekte wegen ihrer reduzierten, tendenziell eher einsilbigen Formen von größerer Güte sein als die Sprachformen, hinter denen die Autorität des Reformators stand? Ludwig von Anhalt und Philipp von Zesen stritten jeden-

⁴³ Dazu und zum folgenden vgl. Jelinek, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik*, S. 135 f.

⁴⁴ Vgl. M. Habermann, „Das sogenannte ‚Lutherische e‘. Zum Streit um einen armen Buchstaben“, in: *Sprachwissenschaft* 22/4 (1997), S. 435–477.

falls in diesem Sinne schon zu Schottelius' Lebzeichen gegen die Ein-silbigkeit der Stammwörter.

Auch auf lexikographischem Feld gab es Einflüsse der hebräischen Grammatik, in denen die oben genannten Aspekte wiedergefunden werden können. In der einführenden Methodologie des bereits genannten „harmonischen“ Lexikons von Georg Cruciger hatte sich der Autor der Reihe nach die einzelnen hebräischen Buchstaben vorgenommen. Er wollte dort zeigen, in welche anderen Buchstaben diese Urbausteine jeweils im Hebräischen selbst, im Griechischen, Lateinischen und Deutschen verwandelt werden können. Ziel dieser graphematischen Betrachtung war es, eingangs die prinzipiell möglichen Bewegungen zwischen den Buchstaben der vier Sprachen zu identifizieren, um dadurch die Entwicklung hebräischer Wurzeln besser verfolgen zu können. Auch innerhalb einer Sprache sind aber derart Ableitungsrelationen formulierbar. Demnach sind etwa folgende deutsche Wortreihen im Sinne derivatorischer Beziehungen zu verstehen:⁴⁵

- (1) *Adel, edel*
- (2) *müde, matt*
- (3) *Fleiß, Volk, viel*
- (4) *Name, nennen*
- (5) *klingen, klang, Glocke*
- (6) *singen, sang, Sänger, gesungen*
- (7) *fahren, fuhr, Fuhrmann, Pferd, fort, fern*
- (8) *schießen, Schoß, Schuß, Schütze, Geschütze*

Man sieht, denke ich, wie dieses durch die Hebraistik inspirierte Ableitungsdenken auf der einen Seite durchaus richtige interne Strukturen des Deutschen zum Vorschein bringt [z. B. (1), (4), (6), (8)]. Ablautreihen etwa kommen nun im Rahmen des hebräischen Wurzelprinzips zumindest aus der Ferne in den grammatischen Blick (z. B. *singen, sang, Sänger, gesungen*). Gewisse regelhafte Bewegungen der deutschen Wortbildung konnten so zum ersten Mal einigermaßen bestimmt wahrgenommen werden. Dies war in der grammatischen Tradition, die sich vor allem in der Sicht auf morphosyntaktische Gegebenheiten und Kategorien erschöpfte, so nicht möglich gewesen. Auf der anderen Seite werden aber durch das weitherzige methodologische Verfahren

auch dort sprachliche Zusammenhänge gestiftet, wo – zumindest nach heutigem Stand der Dinge – keine sind [z. B. *Fleiß, Volk, viel*, vgl. (2), (5), (7)]. Anders gesagt, die sprachtheoretische Obsession der Zeit, nämlich der Wille, den Wortschatz aller Sprachen auf das Hebräische zurückzuführen, aktualisierte sich im Rahmen der Beschreibung einer einzigen Sprache in dem Bemühen, möglichst viele Wörter auf einigermaßen stabile Konsonantengerüste zurückzuführen. Diese konsonantischen Atome leisteten im Rahmen der Wortbildung einer Sprache genau das, was die hebräischen Wurzeln etymologisch für die Lexika aller Weltsprachen abgeben sollten.

In ähnlicher Art und Weise wurden von Cruciger auf der Basis der hebräischen Wurzeln nun die etymologischen Beziehungen zwischen Hebräisch, Griechisch, Latein und Deutsch begriffen. Dazu sei aus seinem umfangreichen Werk nur eine einzige Beispielreihe genannt:⁴⁶

- (9) $\text{רקד} \rightarrow \text{τραχὺς, δρακὼν} \rightarrow \text{draco, trux, turca / turcicus} \rightarrow \text{Türcke, Trotz / trotzig, drucken / zertrucken / durchtrucken, Drach, dreiste}$

Die obigen deutschen Ableitungsreihen [(1)–(8)] und die Bezüge von der hebräischen Wurzel über das Griechische, Lateinische bis hin zum Deutschen (9) waren nach Cruciger, prinzipiell gesehen, ähnlich strukturiert. Formseitig zog sich in ihnen jeweils mit gewissen Modifikationen eine identische Konsonantenkonstellation durch [z. B. in (1) *dl*, in (5) *klg/k*, in (6) *sng*, in (7) *fr*, in (9) ausgehend vom Hebräischen *dkr*]. Inhaltsseitig waren die Reihen zumindest durch vage Ähnlichkeiten, im günstigsten Fall durch regelrechte Synonymien, gekennzeichnet. Laut- bzw. Buchstabenstruktur und Semantik sollten sozusagen übereinzelsprachlich-abstrakt in allen Fällen aufeinander bezogen sein und insofern eine geheime Einheit bilden. Was dem ersten Blick möglicherweise entgeht, nämlich die letztendliche Identität von Form- und Inhaltsseite, sollte durch gelehrte linguistisch-philologische Spekulation dem Dunkel der Sprachgeschichte entrissen und darüber wieder ein Eindruck von der vorbabylonisch-paradiesischen Spracheinheit verschafft werden. Aus heutiger Sicht sind dabei vor allem zwei Dinge höchstproblematisch: Zum einen die Tatsache, daß die Silbenstruktur als Ganzes und die Vokale im Detail so gut wie keine Rolle spielten; jederzeit konnte auf diesem Feld praktisch alles nach Bedarf modifiziert werden. Dem entspricht bei der Betrachtung der Konsonanten, daß

⁴⁵ G. Cruciger, *Harmonia linguarum quatuor cardinalium, Hebraicae, Graecae, Latinae et Germanicae*, Frankfurt a. M. 1616, [S. 21 f].

⁴⁶ Cruciger, *Harmonia linguarum*, Etymologie Nr. 363.

dort immer wieder mit dem Begriff der Metathesis gearbeitet wurde, d.h. der vollständigen Umstellung aller (!) Konsonanten innerhalb der verschiedenen Ableitungen.

Im Kern lag dem Verfahren also die in sprachvergleichende Methodologie verwandelte Hoffnung zugrunde, jenseits der irritierenden sprachlichen Vielfalt eine wie auch immer geartete Einheit zu ermitteln. Diese große Idee erfüllte sich natürlich insbesondere im Nachweis vieler etymologischer Beziehungen zwischen dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen; schließlich sind diese Sprachen wirklich miteinander verwandt und entsprechende Wortschatzbeziehungen spiegeln den Gang der realen Sprachgeschichte. Im Kern des Projekts allerdings, im Nachweis der tatsächlichen Ursprünglichkeit der hebräischen Wurzeln für alle Sprachen, blieb das Unternehmen größtenteils reine phantastische Spekulation, über die man bereits im 18. Jahrhundert langsam zu lächeln begann. Es sollte allerdings noch etwas dauern, bis sich die Sprachwissenschaft endgültig von einer Idee verabschiedete, die über fast dreihundert Jahre ihre Geschichte maßgeblich geprägt hatte, im Guten wie im Schlechten: „Ich leite nicht alle Sprachen von Einer her; Noah's Arche ist mir eine verschlossene Burg, und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe.“⁴⁷ Mit diesen Worten führte Johann Christoph Adelung eine Schrift zur Vielfalt der Sprachen ein, die auf der Schwelle zwischen der alten, theologisch basierten und der neuen, strengeren Nachweisen verpflichteten Sprachwissenschaft stand. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich also die Erkenntnis klar und deutlich durchgesetzt, daß die Vielfalt der Sprachen und ihre Verwandtschaften nur in ihnen selbst, nicht aus einem alten Buch erkannt werden können: „Aus der Vergleichung der Sprachen läßt sich ihre Geschichte erschließen, nicht aus dem biblischen Mythos darüber.“⁴⁸ Aber auch ohne diese Voraussetzung konnten sich im Sprachvergleich interessante Erkenntnisse ergeben. Genau in der Zeit jedenfalls, in der der biblische Kredit in der Sprachwissenschaft endgültig seine Gültigkeit verlor, verbreitete sich die Tatsache, daß das Deutsche, wie andere europäische Idiome auch, mit der alten Sprache der Inder, also dem Sanskrit, verwandt ist. Die Linguistik hatte ein neues faszinierendes Modell entdeckt, das über einige Zeit ihr disziplinäres Profil mit Ursprungsmythologischen Konnotationen beherrschen sollte.

Als kleines Fazit sei hier festgehalten: Im Zuge der Spekulationen über die hebräische Ursprache kam es seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts zunehmend zu einer Wahrnehmung der sprachlichen Vielfalt. Sie geriet mit der Zeit immer empirischer und detaillierter, wurde in einigen Punkten bereits in konkreten grammatischen und lexikologischen Details ausformuliert. Von dieser Thematisierung wurden auf der einen Seite schon früh relativ exotische Sprachen erfaßt (z.B. Aramäisch, Äthiopisch, Syrisch, Arabisch, Georgisch), auf der anderen Seite aber auch die vordem gering geschätzten Volkssprachen (z.B. Deutsch). Die Ergebnisse dieser immer noch theologisch basierten Beschäftigung mit der Sprachenvielfalt waren zwiespältig. Man wird sicher sagen können, daß die hebraistische Grundorientierung der frühneuzeitlichen Sprachwissenschaft sehr viel etymologischen Unsinn produziert hat. Dabei sollte man jedoch nicht vergessen, daß in der Hinwendung zu den (vermeintlichen) sprachlichen Fakten auch sehr viel empirisches Material aufgehäuft wurde, das den Grundstock für weitere Entwicklungen gelegt hat. In der Arbeit an den konkreten sprachlichen Details, die nun nicht mehr allein logisch-semantisch anhand der klassischen Sprachen Griechisch und Latein, sondern beispielsweise im Rahmen des hebraistischen Wurzelprinzips erhoben wurden, kann man jedenfalls einen durchaus bedeutenden Beitrag der frühen Neuzeit zur Fortschrittsgeschichte der Sprachwissenschaft sehen. Er verkörpert sich insbesondere in der Einsicht, daß der theoretisch reflektierte Sprachvergleich eine der wesentlichen Voraussetzungen für eine linguistische Horizonterweiterung darstellt. Es kommen nun, allerdings noch unscharf und ohne rechte begriffliche Analyse, sprachliche Eigenheiten in neuen Sprachen in den Blick, die in den Termini der traditionellen griechisch-lateinischen Grammatik nicht formulierbar waren. Bei dieser Blickerweiterung hat die Hebraistik, zumindest untergründig, eine bedeutende Rolle gespielt.

⁴⁷ J.C. Adelung, *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde*, Berlin 1806, Bd. 1, S. XI, zit. nach Borst, *Turmbau von Babel*, Bd. III/2, S. 1533.

⁴⁸ Borst, *Turmbau von Babel*, Bd. III/2, S. 1534.